

BUCHSTABIERÜBUNGEN (VIII). – Eine brauchbare und praktikable »wissenschaftliche« Definition der sakralen Sprache zu gewinnen – das sei, so hat man vor kurzem in leicht professoral rügendem Tonfall behauptet, bislang noch nicht gelungen. Hierzu wäre anzumerken, daß so etwas vermutlich auch niemals gelingen wird. Welche Wissenschaft sollte denn (*erstens*) dafür wohl zuständig sein – etwa die Germanistik, die man neustens mit voraussehbar minimalen Erfolg für die Verdeutschung der Heiligen Schrift bemüht hat und der man zum Beispiel die »wissenschaftliche« Feststellung verdankt, daß »Seligkeit« heute »in der Allgemeinsprache einen Zustand (bezeichnet), der Kindern, Verliebten, Betrunknen, dann auch Toten zu eigen ist« (»Gottesdienst«, Jg. 6, S. 153) – eine eklatant unzutreffende Feststellung (in Ernst Blochs »Prinzip Hoffnung« etwa lautet einer der Namen für das vom Menschen innergeschichtlich Erhoffte: »hereinbrechende Seligkeit, die so noch nicht da war«). Vor allem aber ist (*zweitens*) auf diesem Felde eine »Definition« überhaupt nicht erwartbar, sofern man darunter einen Kern des Gegenstandes endgültig ins Wort fassende, formelhaft handliche Kennzeichnung versteht. Eine Definition in solchem Sinn kann es ja auch für die dichterische Sprache nicht geben. Das soll natürlich nicht schon heißen, es sei schlechterdings keine hinreichend deutliche Charakterisierung möglich; wohl freilich soll es heißen, daß solche Verdeutlichung notgedrungen eher negativ und abgrenzend als positiv sein werde. Wie man in der Poetik von der »Differenzqualität« spricht, von der schwer faßlichen, für eine grobe oder uneingeübte Sensibilität kaum wahrnehmbaren, aber dennoch entscheidenden Abweichung und Andersheit, wodurch sich die Sprache der Dichtung gegen die nicht-dichterische, alltägliche Rede abhebe, so mag sehr wohl das Eigentümliche auch der sakralen Sprache nicht einfachhin »in sich selbst« und nicht ein für alle Mal zu bestimmen sein, sondern einzig durch den – nicht notwendig konstant blei-

benden – Abstand, der sie von der jeweils durchschnittlichen Alltagsrede trennt.

Diesen Abstand freilich wird niemand für entscheidend halten, der nicht davon überzeugt ist, daß es tatsächlich einen Existenzbereich gibt, der die Qualität des sozusagen »ontisch« Unalltäglichen besitzt – womit schon fast eine Begriffsbestimmung des *sacrum* formuliert ist, jenes Bezirks also, in welchem – wenn sogleich das Äußerste ins Auge gefaßt sein soll – das ganz und gar Exzeptionelle, das im absoluten Sinn Außergewöhnliche der leibhaftigen Anwesenheit Gottes unter den Menschen geschieht. Wem immer andererseits dies alle Grenzen des »Normalen« und Vertrauten sprengende Geschehnis etwas standhaltend Reales ist, für den ist es eine bare Selbstverständlichkeit, sich angesichts des in solchem Sinn prinzipiell Un-gewöhnlichen »anders« als gewöhnlich zu verhalten und auch »anders« zu sprechen. Eben diese »Andersheit« aber ist es, welche die »sakrale Sprache« charakterisiert! Damit ist nicht nur kein irgendwie gestelztes oder pseudopoetisch »erhabenes« Vokabular gemeint; es handelt sich vielmehr überhaupt nicht bloß um das Vokabular. Man hat vorgeschlagen, auch bei der Neuformulierung liturgischer Texte sollte man auf den Markt gehen und dort dem schlichten Volk »aufs Maul schauen«. Dazu ist zu bedenken zu geben, daß der solchermaßen »Schauende« und Lauschende, und wäre er noch so aufmerksam und ausdauernd, niemals Worte vernehmen wird wie Gnade, Erlösung, Heil, Opfer – Worte, die aber klarerweise völlig unentbehrlich sind zur Bezeichnung der Grundwirklichkeit des christlichen Glaubens. Doch ist lebendige Sprache, wie schon gesagt, nicht nur Vokabular; sie ist ein äußerst vielfältiges Gewebe von Wort, Klang, Syntax, Tonfall, Gefühlsausdruck und noch vielem anderen sonst; und die Andersheit der sakralen Sprache müßte von solcher Art sein, daß Worte wie die genannten (aber auch weit ungewöhnlichere: »Mahl des Lammes«!) sich in ihr Gewebe einfügen, ohne darin etwas Fremdes und Unzugehöriges zu sein.

Doch reicht die Begründung der notwendigen Andersheit der sakralen Sprache noch viel tiefer. – In der gleichen römischen *Instructio*, welche dem Übersetzer die Anpassung an den Geist der verschiedenen Volkssprachen empfiehlt und auf welche manche flache, ans Banale grenzende Formulierung sich berufen zu können meint – in dieser Verlautbarung sind auch einige zwingende Gründe für die unvermeidliche Andersheit der sakralen Sprache deutlich beim Namen genannt. Nicht allein sei, so heißt es da zum Beispiel, der liturgische Text dazu bestimmt, gesprochen zu werden in einer *Feier*, einem also von Natur unalltäglichen Begängnis; vielmehr sei die wahre Sprecherin die Kirche selbst, »die zu ihrem Herrn redet und die Stimme des Geistes laut werden läßt, der sie beseelt« – weswegen hier das Wort »nicht bloßes Mittel zur Verständigung« sei, sondern »zugleich Mysterium«.

Wie also sollte wohl die Redeweise der festlich und geheimnishaft zu ihrem göttlichen Herrn sprechenden Kirche definierbar sein können – es sei denn durch die Grenze, die sie von der durchschnittlichen Menschensprache trennt, nicht nur von ihrer Trivialität, sondern sogar von ihrer durch den »Verstand der Verständigen« geprägten Normalität?

Josef Pieper

DIE »ENGELTAGEBÜCHER«. – IN Fachkreisen wird seit vielen Jahren von den »Engeltagebüchern« gesprochen. Sie sind jetzt erschienen unter dem Titel »Heeresadjutant bei Hitler 1938–1943« als Band der Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte¹. Es handelt sich um sechs Kladden des 1906 in Guben geborenen, seit 1938 als Heeresadjutant beim Oberbefehlshaber der Wehrmacht tätigen Majors Gerhard Engel. Von den Kladden wurden 234 Aufzeichnungen dem Institut übergeben (166 in Langschrift, 68 im Stenogramm). Bezeichnend für die Niederschriften ist, daß die Tagebuchform nur Stilmittel ist; Engel

hat alle seine Kladden zu einem späteren Zeitpunkt anhand von Stichworten gegen die Chronologie geschrieben. Das Ergebnis ist eine Mischung von Autopsie und Präsenz einerseits und Erinnerung andererseits; damit ist ihr wissenschaftlicher Wert begrenzt, zumindest darf er nicht überschätzt werden. Der Wert der Aufzeichnungen liegt nicht eigentlich im Atmosphärischen, wie die Herausgeberin Hildegard von Kotze glaubt, sondern in der besonderen Situation, aus der heraus sie entstanden sind: ein relativ junger Mann als Adressat der Monologe des mächtigsten Mannes des Reiches, zwanglos, ohne jedes Protokoll, auf der Basis gegenseitigen Vertrauens (es ist selbstverständlich, daß ein Adjutant, der täglich bis zu sechzehn Stunden in unmittelbarer Nähe des »Führers« zu operieren hatte, nur zu begrenzter Distanz gegenüber Führer und Partei fähig sein durfte). Die Themen: das Verhältnis zwischen Wehrmacht und Partei, das Verhältnis zwischen den Wehrmachtsformationen, die Fritschkrise, Polen-, Frankreich-, Rußlandkrieg (bis einschließlich Stalingrad); daneben ideologische »Platten«: Recht, Kunst, Juden und Kirchen. In all diesen Fragen erweist sich Engel, sofern er ein eigenes Urteil hat, als ein Militär konservativer Herkunft. Sieht man von den rein militärischen Themen ab, so hat von allen anderen behandelten Fragen das Thema katholische Kirche in diesen Tagebüchern mit Abstand vorrangige Bedeutung. Diese Priorität ist sicher nicht von Engel nachträglich geschaffen worden, sondern aus der aktuellen Situation zu erklären.

Was auffällt, ist ein doppeltes: Im Vergleich zur Darstellung Pickers² etwa, wo

² Henry Picker, Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941–1942. Bonn 1951. Ein Vergleich zwischen Pickers »Tischgesprächen« und den »Engeltagebüchern« führt gerade beim Thema Kirche und Religion zu verblüffenden Ergebnissen. In Engels Nachschriften verrät Hitler durchaus gewisse Einsichten in die Institution Kirche als historische Größe; in Pickers stenographischen Aufzeichnungen, die allerdings, was unser Thema anlangt, aus den vierziger Jahren stammen, erweist sich Hitlers Gerede über

¹ Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1974, 160 S.